

Wer reitet so spät durch Nacht und Wind?  
Es ist der Philosoph mit seinem Kind.  
Er hat das Seelchen wohl in dem Arm,  
Er fasst es sicher, er hält es warm.

Meine Tochter, was birgst du so bang dein Gesicht?  
Siehst, Vater, du die Weisheit nicht?  
Die Mutter mit Kron` und Schweif?  
Mein Kind, es ist ein Nebelstreif.

„Du liebes Kind, komm geh mit mir!  
Gar schöne Gedanken sing ich dir,  
Ich zeig dir den Weg, halte deine Hand;  
Im Ledersack liegt manch gülden Gewand.“

Mein Vater, mein Vater, ja hörest du nicht,  
was Mutter mir leise verspricht? –  
Sei ruhig, bleibe ruhig, mein Kind;  
In dürren Blättern säuselt der Wind.

„Willst, liebes Seelchen, du mit mir gehn?  
Meine Söhne sollen dich warten schön;  
Meine Söhne führen auch ihre Herzen rein,  
und wiegen und tanzen und singen dich ein.“

Mein Vater, mein Vater, und siehst du nicht dort,  
Unsere Mutter am düstern Ort?  
Mein Kind, mein Kind, ich seh` es genau:  
Es scheinen die alten Weiden so grau.

„Ich liebe dich, mich reizt deine schöne Gestalt;  
Und bist du nicht willig, so brauch` ich Gewalt.“  
Mein Vater, mein Vater, jetzt fasst sie mich an!  
Mutter hat mir Leids getan!

Dem Philosoph grauset`s; er reitet geschwind,  
er hält in den Armen das ächzende Kind,  
Erreicht die Stoa mit Mühe und Not;  
In seinem Arm das Seelchen war tot.

Der Philosoph fällt nieder auf seine Knie,  
lässt sie nicht los, die kleine Sofie.  
Was sollte er tun; was kann er noch wissen?  
Darf er wieder hoffen, ohne sie zu missen?

Was ist der Mensch? Solange er ist.  
Was war er gewesen, sobald die Zeit bricht?  
Nun sieht auch er der Mutter Kron` und Schweif,  
in ihrer Hand der Schierlingsbecher bereit.

Doch nein, es irrt ihn – der Tag war zu früh,  
Die Weisheit ruft ihn zur größeren Müh.  
Das Gute muss liegen auch in dieser Welt,  
unter uns, tiefer dem weiten Himmelszelt.

Wo finde ich sie – fragt er sich nun;  
Vorher kann auch mein Seelchen nicht ruhn`.  
Er dachte zu wissen, doch fühlt nun den Schmerz,  
zieht los um zu fragen der anderen Herz.

Die Dichter, die Werker, sie behaupten zu besitzen,  
der Philosoph trifft sie alle und sieht deren Ritzen.  
Das Orakel bestätigt, der Philosoph allein hat erkannt,  
was wir erkennen, steht nur geschrieben in Sand.

Er will es verkünden laut und weit,  
die Jugend schenkt ihm Ohr und entzweit.  
Die Alten halten fest am Hier und Jetzt,  
zu nahe liegt des Vergänglichen Rest.

Der Jugend Erfahrung wiegt zu gering,  
um zu vermeiden wie es dem Philosophen erging.  
Der Philosoph schreitet tapfer sogleich,  
genau dadurch schöpft er aus der Wahrheit reich.

Nun ist die richtige Zeit gekommen,  
der Becher will entgegengenommen.  
Es verlassen den Raum jene die nicht erkannten,  
fallen schluchzend nieder, suchen weiter bis sie fanden.